

ist, das weiss ich nicht. Aber ganz bestimmt besser noch als hier. Wenn man nur nach Frankreich käme, dort gäbe es Arbeit für uns alle. Wenn das hier noch lange dauert...»

«Wo hast du denn zuletzt gearbeitet?»

«Bei einem Bauschlosser hier in der Stadt. Der Alte war zwar ziemlich grob und auch etwas genau um die Pinke-Pinke. Aber im Grunde doch ein netter Kerl. Er hatte beinahe keinen Auftrag mehr.»

«Ich war zuletzt beim Unternehmer X. Wir waren soviel Luxemburger und soviel Italiener. Wenn die krepiernten Italiener alle bei ihrem Mussolini wären, dann hätten wir vielleicht noch Arbeit.»

«So einfach ist die Sache nicht. Viele wohnen 40 Jahre hier im Lande. Sie sind nicht einmal so kühn, in ihr Vaterland zurückzukehren. Wir sind schliesslich alle Menschen. Ueberhaupt, was glaubst du, dass der Mussolini tun wird?» —

Der Kreis musste vergrössert werden, denn es waren Arbeitskollegen hinzugekommen.

«Guten Morgen, meine Herren!»

«Wen du nochmals zu uns «Herren» sagst, dann hauen wir dir eine ins Gesangbuch. Wenn wir Herren wären, dann wären wir nicht hier.»

In diesem Augenblicke ging ein Herr vorbei. Einer, der ein Herr war, so wie diese arbeitslosen Arbeiter es meinten. Er hörte und verstand. Er drückte sich ganz nahe an das Geländer, um niemanden zu stören. Und gerade daran erkannte ich, dass er verstanden hatte. Er war das, was die Leute nennen: ein «feiner Herr.»

Sie kommen jeden Morgen, nun seit Wochen schon, um zu sehen, ob noch keine Arbeit für sie da ist. Sie haben nicht nur für sich selbst zu sorgen. Die meisten haben Frau und Kinder. Man sieht besonders ältere Männer. Ihre Leistung ist vielleicht nicht mehr die der Jungen. Und weil sie Frau und Kinder haben, kosten sie noch etwas teurer. Wenn sie einmal entlassen sind, dann ist es für sie schwer, wieder in Arbeit zu kommen. Sie kommen Tag für Tag, so ziemlich um die gleiche Stunde, herauf zum Arbeitsnachweis. Sie sind beinahe sicher, dass es zwecklos ist. Besonders in diesen Zeiten. Aber die Kinder müssen essen. Und schliesslich kann man auch nicht wissen? Die Frau macht die Wäsche anderer Leute. Es geht doch nicht, dass sie an den Strassenecken stehen und end- und ziel- und zwecklos reden. Sie müssen Arbeit finden, Arbeit, Arbeit, nichts als Arbeit. Haben denn nicht alle Recht auf Arbeit? Wie sonderbar muss doch eine Weltenordnung sein, die nicht für alle Arbeit schafft. Oder jedenfalls nur dann, wenn man durch Arbeit das erzeugt, was andere Menschen töten soll. Hier stehen jetzt die Arbeitslosen, unnütze Glieder der Gesellschaft. Einst war es die hehrste



Menschenpflicht, durch Arbeit erst ein Mensch zu werden. Und es war ein Gott, der sagte: «Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.» Hier schreit man nun um Arbeit, damit die Kinder essen können, aber man findet keine Arbeit mehr. Die Männer, die hier kommen und trostlos wieder gehen, sie sind ein Wahrzeichen der Zeit. Ja, man könnte sogar verstehen, dass sie sich freuen würden über den Kanonendonner. Denn jede Granate und auch jede Bombe vollbringt Werke der Zerstörung. Und dann kommt einmal die Zeit, wo wieder aufgebaut werden muss. Dann wird es Arbeit geben, Arbeit für alle... die übrig geblieben sind.

In dem Hofe des alten Baues liegt alles durcheinander. In der Ecke steht ein Karren, über den Boden schlängelt sich ein Wasserschlauch. Sandhaufen liegen herum und Bretter, und unterhalb der Fensterlucke gähnt ein Loch im Boden. Hier wird gearbeitet. Aber nur an einem Unterstand. An dem gusseisernen Geländer, zur Strassenseite hin, leuchtet ein weisser Pfeil auf rotem Untergrunde. Das mit den Farben kann aber auch umgekehrt sein. «Abri» steht da geschrieben. Schutzraum auf deutsch. Hier findet man Schutz vor Bomben und Granaten, aber Arbeit findet man nicht mehr. Und wenn diejenigen, die drunten an dem Keller schaffen, einmal hier fertig sind, dann gehen vielleicht auch sie hinein zur Türe in der Ecke, wo man nach Arbeit sucht. —

Die Türe steht offen, ich sehe in das Zimmer hinein. Um einen langen Tisch stehen ein paar Stühle. Sonst ist das Zimmer nackt. Rechts sieht man Schalter, hinter denen die Beamten sitzen. Auf den Stühlen sitzen junge Männer und füllen Formulare aus. Sie schreiben ihre Personalien ein und einen kurzen Lebenslauf. Und auch das noch, was sie leisten können. Hier sitzt ein netter, junger Mann, er schreibt fliegend und präzise. Ein Beamter, der seine Stelle verloren hat. Neben ihm kaut ein Ar-

beiterjunge an seinem Federhalter. Er weiss wohl, was er schreiben müsste, aber es zu formen ist so schwer. Bis der Beamte sich erbietet, es ihm vorher aufzuschreiben. Er sass bisher im Büro, der andere stand in der Hütte, aber jetzt sitzen sie nebeneinander an dem gleichen Tisch. Und vor dem gleichen Formular. Sie stehen beide vor dem Nichts.

Ab und zu kommt eine Frau mit ihrem Mann zusammen. Sie wartet dann auf einer Bank und wiegt das Kindchen ruhig. Hier ist die Abteilung für Männer, diejenige für Frauen ist anderswo. Ich möchte nicht Beamter im Arbeitsnachweis sein. Denn hier sieht man ja nur Not und Elend und Verzweiflung. Diejenigen, die hinter diesen Schaltern stehen, sind bestimmt mit ihrem Los zufrieden. Und sie können ihr Amt nur dann erfüllen, wenn sie nicht nur Beamten sind, sondern Menschen mit einem warmen Herzen. Sie müssen Hoffnung geben können, auch wenn sie selbst nicht mehr dran glauben. Und auch dann noch verstehen können, wenn einer aufbraust und in Empörung flucht und lästert.

Man kann aber wirklich nicht sagen, dass diese Menschen böse sind. Sie tragen ihr Los in Ruhe und Ergebung. Sie wissen zwar, dass sie die Aermsten der Armen sind. Sie glauben auch, dass die Allgemeinheit für sie etwas zu tun verpflichtet ist. Aber sie revoltieren nicht. Sie rennen nicht an gegen jene Ordnung, die man besser Unordnung nennen würde und die ihnen ihr aussichtsloses Los bescherte. Sie predigen nicht den Hass, weil sie wissen, dass man im Hass keine bessere Welt schaffen können. Aber es muss vermieden werden, dass man sie als unnütz übersieht. Weil sie nicht selber schuldig sind an ihrem Schicksal, dürfen sie die Gleichberechtigung nicht verlieren. Man muss ihnen die Menschenwürde lassen. Und alles tun, um ihnen das Einzige zu geben, was sie verlangen: Arbeit. Es ist sicherlich nicht zuviel verlangt.

Im Arbeitsnachweis gehen die Männer ein und aus. Die einen, etwas beschämt und zögernd, sie kommen wohl zum ersten Mal. Vielleicht haben sie das Empfinden einer gesellschaftlichen Dekadenz. Wenn sie suchend in dem Raume stehen, verspüren sie einen Knacks. Sie tragen etwas zu Grabe, etwas Stolz und etwas Würde. Was würde denn der Vater sagen? Andere waren schon öfter da. An jedem Morgen bringen sie neue Hoffnung mit und etwas Angst vor der Enttäuschung.

An den hohen Seitenfenstern, zum Paradeplatz hin, hängen schwere Tuchgardinen. Hier tagt der Staatsrat, unser Senat. Wenn die Herren zu ihrer Sitzung gehen, gehen sie an dem blauweissen Schild vorbei, worauf die Worte stehen: Bourse du Travail — Arbeitsbörse. Man sollte dieses Schild entfernen. Damit die Menschen nicht den Eindruck haben, als ob die Arbeit eine Ware sei. —